

Die Sprache ist Barbaras größtes Problem

Lehrstunde

9.14 Uhr: Vor der Klassentür der 9c stehen sechs Schüler und warten auf das Ende der Stunde. Drinnen wird Mathe unterrichtet, seit fast 45 Minuten. Doch davon bekommen die Schüler nichts mit. Sie sind zu spät gekommen und müssen vor der Tür auf das Ende der Stunde warten. Zwei Jungs nennen den Lehrer „einen Kiffer“, die Mädchen reden über die bevorstehende Mathearbeit am nächsten Tag. Was das Thema ist? „Keine Ahnung.“

9.15 Uhr: Mathe ist zu Ende, Englisch beginnt – mit minutenlangen Ermahnungen. „Nimm die Mütze ab“, „Füße vom Tisch“ und immer wieder „Hört auf zu reden.“ Für die anstehende Abschlussprüfung sollen die Zeiten „Simple Present“ und „Present Progressive“ wiederholt werden. Wie die Zeiten gebildet werden, weiß nahezu keiner. Es ist Stoff der fünften Klasse. Karol macht seine Matheaufgaben, bemüht sich nicht einmal, den Taschenrechner zu verstecken.

9.27 Uhr: Der erste Schüler wird aus dem Klassenzimmer verwiesen, sechs Minuten später die nächsten beiden.

9.35 Uhr: Die Lehrerin Karla Maack verteilt Arbeitsblätter. Nach einem kurzen Blick auf den Zettel wendet sich Karol wieder seinem Taschenrechner zu. „Hast du Englisch jetzt endgültig aufgegeben?“, fragt Frau Maack. „Ja“, sagt Karol, ohne aufzublicken.

9.41 Uhr: Zwei Schüler beweren sich mit Papierkugeln, beginnen plötzlich eine Schlägerei. Ein Stuhl fällt um. Die Lehrerin reagiert nicht. Sie kontrolliert die Hausaufgaben. 15 von 20 Schülern haben die Aufgaben nicht gemacht.

9.46 Uhr: In der letzten Reihe stehen unvermittelt die beiden Schüler Frank und David auf, ziehen ihre Jacken an, packen ihre Taschen und verlassen ohne eine Erklärung das Klassenzimmer. Sie kommen nicht zurück. Der Unterricht dauert noch 14 Minuten.

9.50 Uhr: Von draußen wird gegen die Tür getreten, Rufe sind zu hören. „Fick mich“, schreit eine Schülerin in der Klasse und wirft eine Papierkugel gegen die Tür. Niemand arbeitet mehr.

9.58 Uhr: Frau Maack beendet den Unterricht. „Den normalen Irrsinn“, wie sie es nennt. „Ich bekomme hier keinen Fuß auf die Erde, höchstens einen Zeh.“

10.30 Uhr: Die große Pause ist zu Ende, der Englischunter-

richt geht weiter. Nur fünf Schüler sind im Klassenzimmer. Es dauert zwölf Minuten, bis alle eingetroffen sind. Auch David und Frank sind wieder da. Warum sie vorhin abgehauen sind? „Mussten uns abreagieren“, sagen sie. Wovon abreagieren? „Von der Frau. Die regt mich auf!“, sagt Frank. Er meint seine Lehrerin.

10.31 Uhr: Karol zählt die Tage bis zu den Ferien. „Dann fahre ich wieder nach Polen“, sagt er. An Englisch denkt er nicht.

10.45 Uhr: Die Schüler sollen eine Aufgabe von der Tafel abschreiben. Die meisten haben ihre Englisch-Hefte nicht mit, reißten Zettel aus anderen Heften heraus.

11.05 Uhr: Roberto* fragt, ob er früher gehen kann. Seine Erklärung: „Der Techniker kommt, und meine Mutter kann kaum Deutsch. Ich muss den Übersetzer machen.“

11.20 Uhr: Beginn der Deutschstunde. Matthias* kokelt an seiner Jacke. Doch Gonda Schnell, die Deutschlehrerin reagiert weder auf den Gestank noch auf den Lärm. „Ihr habt noch 48 Tage bis zur Abschlussarbeit. Nutzt die Zeit“, sagt sie. Doch die meisten haben keine Lust, machen einfach nicht mit. Totalverweigerer nennen die Lehrer sie.

11.35 Uhr: Frau Schnell spricht einzelne Schüler auf ihr Fehlen am Vortag an, auch Frank. Er reagiert aggressiv: „Na und? Ist das ein Verbrechen?“ Frau Schnell versucht zu beschwichtigen: „Ich will doch nur, dass du deine Chance nutzt.“ Daraufhin steht Frank wortlos auf und schlägt seinem Mitschüler in den Nacken.

11.45 Uhr: Das erste Mal an diesem Tag ist es fast ruhig. Sogar Frank und Matthias arbeiten mit. Scheinbar. Matthias schreibt die Lösungen aus einem Buch ab. Noorziaa und Barbara quälen sich durch die Aufgaben. Das meiste verstehen sie nicht. „Aber sie geben sich Mühe“, sagt Frau Schnell.

12.50 Uhr: Nach der Mittagspause haben die Schüler Geschichte bei Jens Ehlers. Frank und Matthias stören immer wieder, sollen die Klasse verlassen. „Nehmt euren Müll mit und geht raus“, ordnet Jens Ehlers an. Doch die beiden weigern sich, den Müll vom Boden aufzuheben. Als Ehlers seine Aufforderung wiederholt, brüllt Matthias. „Sie können uns mal.“ Den Müll nehmen Sie mit. Frank sagt beim Hinausgehen: „Ich scheiß auf euch. Scheiß Lehrer.“ *Namen geändert

Fortsetzung von Seite 15

Die Sprache ist das größte Problem. Bei fast allen. Fast überall. In der Schule, der Freizeit. Selbst im Freundeskreis. „Ich habe fast nur Ausländer als Freunde. Die sprechen auch schlecht Deutsch – und lachen mich nicht aus, wenn ich Fehler mache“, sagt Karol. Die Deutschen lachen ständig.

Ein Jahr lang ist er in eine Vorbereitungsklasse gegangen, zusammen mit Noorziaa und Barbara. „Es war schrecklich“, sagt Noorziaa. Sie konnte nur Dari – eine in Afghanistan weit verbreitete Variante von Persisch. Der Lehrer konnte nur Deutsch. „Wir mussten uns mit Händen und Füßen verständigen“, sagt Noorziaa. Fünf Stunden täglich hatten sie Deutschunterricht. Doch viel gelernt habe sie da nicht, sagt Barbara. „Außer dem Lehrer sprach ja niemand Deutsch. Es waren nur Ausländer in der Klasse. Von wem hätten wir es denn da lernen sollen?“

Für sie ist Sprache ein Symbol von Zusammengehörigkeit – und Fremdheit. Etwas, das sie beim Verwirklichen ihrer Träume behindert.

„Sprachdefizite bei Beginn der Schullaufbahn können nur schwer ausgeglichen werden – mit allen negativen Auswirkungen, die das auf die späteren Berufschancen hat“, hat Bundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) gesagt. Das war am 29. Mai 2002. In Deutschland lebten 7,3 Millionen Ausländer.

Genitiv, Dativ? Offenbar noch nie davon gehört . . .

Gonda Schnell (61) ist die Deutschlehrerin der 9c. Sie ist eine gutmütige Frau, engagiert, seit 37 Jahren Lehrerin. Sie steht hinter ihrer Aufgabe, nicht aber hinter dem Schulsystem. „Die Probleme der Schüler sind so unterschiedlich und individuell, dass Schule ihnen in ihrer jetzigen Form nicht gerecht werden kann.“ Karol, Barbara und Noorziaa haben seit einem Jahr einmal pro Woche nachmittags Förderunterricht, um wenigstens die größten Sprachdefizite zu beheben. „Wir hätten damit viel früher und intensiver anfangen müssen“, sagt Frau Schnell.

Eins stellt sie klar: Die deutschen Schüler in der Klasse sind kaum besser. „Die meisten können nicht mit dem Dativ umgehen, vom Genitiv haben sie noch nie etwas gehört.“ Texte werden nicht verstanden, ganze Satzteile beim Sprechen weggelassen. Da wird gesagt: „Ich gehe Wochenende Hochzeit“ oder „Gehen wir heute Computerraum?“ Sätze, die der Deutschlehrerin wehtun.

Heute stehen die verschiedenen Zeiten auf dem Stundenplan. Die Schüler sollen Verben konjugieren. Es ist eine Wiederholung des Lernstoffs, eine Vorbereitung



Endstation Arbeitsamt? Barbara (17) vor dem Hausbriefkasten der Agentur für Arbeit in Hamburg.

auf die Abschlussprüfung. Die Zeitformen Präsens, Perfekt, Präteritum, Plusquamperfekt und Futur stehen mit jeweils einem Beispielsatz auf dem Aufgabenzettel – doch trotzdem kann fast kein Schüler die Aufgaben auch nur annähernd lösen.

Rudolf hat Probleme mit dem Präsens, schreibt statt „du trittst“, „du trestest“. Beim Präteritum hat er fast jede Aufgabe falsch gelöst. Er schreibt „er seht“ statt „er sah“, „er esst“ statt „er aß“. Zweimal in der Woche, dienstags und donnerstags, hat er Nachhilfe bei einer Privatlehrerin in Deutsch und Englisch. Doch das reicht nicht.

„So ist es keine ausreichende Leistung“, schreibt Frau Schnell auf seinen Aufgabenzettel – so wie bei 14 weiteren Schülern. Nicht ausreichend für die Hauptschule, nicht ausreichend für den Ausbildungsmarkt. Nicht ausreichend für das Leben.

„Wir müssen aber zur Kenntnis nehmen, dass 50 Prozent der Migrantenkinder am Ende der Pflichtschulzeit das Mindestniveau nicht erreichen, dass für eine Ausbildung notwendig ist.“ Das hat Arbeitgeberpräsident Dieter Hund am 3.7.2006 gesagt. Jeder fünfte Bürger in Deutschland ist ausländischer Herkunft.

Zwölf Tage später sagt Bundeskanzlerin Angela Merkel: „Nur wer eine gute Ausbildung

hat, hat alle Chancen, in unsere Gesellschaft integriert zu sein.“

Die „Beratungs- und Koordinierungsstelle zur beruflichen Qualifizierung von jungen Migrantinnen und Migranten“ (BQM) hat ihr Büro in der City Nord, Kapstadtring 10. Von ihrem Schreibtisch im zweiten Stock guckt Hülya Eralp (53) auf eine Filiale der Post. Sie mag die Post. Nicht die Filiale, sondern das Unternehmen. Weil es aufgeschlossen gegenüber ihren Vorschlägen ist. Gegenüber Migranten.

Interkulturelle Kompetenz bringt auch keinen Job

Hülya Eralp ist Referentin bei der BQM. Ihr Job ist es, die Unternehmen für die interkulturellen Kompetenzen von jungen Migranten zu sensibilisieren. Das heißt: Klinkenputzen im Sinne der Integration. Zwei Drittel ihrer Arbeitszeit ist sie in Unternehmen, trifft Geschäftsführer und Personalchefs. „Ich will sie überzeugen, nicht nur die Defizite der Jugendlichen ausländischer Herkunft zu sehen, sondern ihre Kompetenzen“, sagt Hülya Eralp.

Kurz: Sie tut das, was Bundeskanzler Helmut Kohl bereits Anfang der 90er-Jahre angemahnt hat: „Bemüht Sie sich bitte besonders auch um die ausländischen Schulabgänger!“

Heute bemüht sich Hülya Eralp noch immer darum. Darum, dass

die Firmen die „interkulturelle Kompetenz“ der Jugendlichen sehen – und nutzen. Interkulturalität als Schlüssel zur Integration? Für Hülya Eralp ist es mehr: „Die Fähigkeit, sich in das Denken und Fühlen anderer Menschen hineinzuversetzen und einen Sachverhalt aus mehreren Perspektiven betrachten zu können“. Soziale Kompetenz nennen das Soziologen.

Sie will Chancengleichheit – aber nicht Gleichbehandlung. Das höre sich nach einem Widerspruch an, sei es aber nicht. Sie erzählt die Geschichte von zwei Bewerbern, die über eine 1,70 Meter hohe Mauer gucken sollen. Der eine ist 1,80 groß – der andere 1,60. „Ist doch logisch, dass der Kleine eine Leiter braucht.“

Eine Leiter, das ist für Frau Eralp der interkulturelle Einstellungstest. „Bei diesem Verfahren soll durch gezieltes Erfragen von Schlüsselqualifikationen eine Benachteiligung durch interkulturelle Unterschiede vermieden werden.“ Etwa Zwei- oder Mehrsprachigkeit. Die sei für die internationale Ausrichtung der Unternehmen von großem Vorteil, glaubt sie. So weit die Theorie.

In der Praxis sieht es anders aus. In der Praxis ist bilinguale Kompetenz – das heißt die zusätzliche Beherrschung der Muttersprache – für den Erfolg auf dem Arbeitsmarkt eher irrelevant. Das hat die Arbeitsstelle Interkul-

turelle Konflikte und gesellschaftliche Integration herausgefunden.

In der Praxis interessiert es nur wenige Arbeitgeber, ob Noorziaa Persisch spricht, Karol Polnisch beherrscht oder sie über sonstige interkulturelle Fähigkeiten verfügen. „Für die Betriebe ist es unerlässlich, dass die Azubis die deutsche Sprache beherrschen und rechnen können. Das sind die Grundlagen, ohne die gar nichts geht“, sagt Dr. Uve Samuels (39), Geschäftsführer Bereich Berufsbildung der Handelskammer.

Barbara, Noorziaa und Karol haben eine ihrer Abschlussarbeiten trotzdem in ihrer Muttersprache gemacht. Statt in Englisch. Das spricht niemand von ihnen. Auch Barbara nicht, die Flugbegleiterin werden will und nicht weiß, dass sie dafür perfekt Englisch können muss. Und Deutsch.

Im Unternehmen bleibt keine Zeit für Sentimentalitäten

Cord Wöhlke ist ein nüchterner, pragmatischer Mann. Ein Geschäftsmann. Er muss Shampoo, Spülmittel und Klopapier verkaufen. In 109 Filialen mit 1300 Mitarbeitern. In einem Markt, der so umkämpft ist, dass man beim Einkauf in zehntel Cent rechnen muss. Sentimentalitäten kann sich das Unternehmen nicht leisten.

Fortsetzung auf Seite 17